

Sooft ihm die Füße kalt wurden, bewegte er ein wenig die Knie, und dann hörte er irgendwo unter sich das mißbehagliche Knirschen der Kiesel. In Wirklichkeit war das Mißbehagen in ihm. Niemals in seinem Leben hatte er so lange bewegungslos ausharren müssen. Hinter einem kleinen Hügel an der großen Straße wartete er darauf, daß einer vorbeikäme.

Schon lange schmerzten ihn die Beine vom Knien, und sein rechter Arm war fast fühllos.

Der Tag ging zur Neige. Erschreckt, fast in Panik führte er das Gewehr zum Auge und schaute durch das Visier. In der demnächst einsetzenden Dämmerung würde es nur noch verschwommen zu erkennen sein. Er kommt bestimmt vorbei, noch ehe Kimme und Korn im Dunkeln sind, hatte sein Vater gesagt. Hab nur Geduld und warte.

Langsam schwenkte er den Lauf und ließ das Visier über ein paar Klumpen verharschten Schnees jenseits der Straße gleiten. In das kleine Gehölz drüben mischten sich da und dort wilde Granatapfelsträucher. Flüchtig ging ihm durch den Kopf, daß dies ein besonderer Tag in seinem Leben war. Das Visier des Gewehrs bewegte sich von den Granatapfelsträuchern zurück zu den Klumpen verharschten Schnees. Der Tag, von dem er sich vorzugaukeln suchte, er habe eine besondere Bedeutung für ihn, bestand nun aus nichts anderem mehr als den paar Schneefladen und den wilden Granatapfelsträuchern, die ihn schon seit dem Mittag zu beobachten schienen, um herauszufinden, was er vorhatte.

Bald wird es dunkel, dachte er, dann kann ich nicht mehr zielen. In Wahrheit erwartete er sehnsüchtig den Abend und die Nacht, die danach herabsinken würde, damit er sich endlich aus diesem verfluchten Hinterhalt davonmachen konnte. Doch der Tag schlich nur langsam davon, als bereite es ihm Vergnügen, ihn als Geisel zu halten. Dies war in seinem Leben schon der zweite Hinterhalt, um Blutrache zu üben, doch der Mann, den er töten mußte, war der gleiche wie beim ersten Mal. Also war der zweite Hinterhalt eigentlich die Fortführung des ersten.

Wieder wurden seine Füße kalt, und wieder bewegte er die Knie, als könne er so die Kälte daran hindern, nach oben zu steigen. Doch die Kälte saß schon lange in seinem Bauch, in seiner Brust, ja selbst in seinem Kopf. Es war, als habe sie das Gehirn zu einem Klumpen erstarren lassen, so wie den Schnee dort drüben, jenseits der Straße.

Unfähig, seine Gedanken zu einem vollständigen, logischen Zusammenhang zu ordnen, empfand er nur Feindseligkeit gegenüber den wilden Granatapfelsträuchern und den Schneefladen, und manchmal war ihm, als hätte er den Hinterhalt schon

längst verlassen, wären nur sie nicht dagewesen. Doch sie waren da, reglose Zeugen, und so konnte er nicht weggehen.

In der Biegung der Straße tauchte zum hundertsten Mal an diesem Nachmittag der Todgeweihte auf. Er ging mit kurzen Schritten, und über seiner rechten Schulter ragte tiefschwarz der Lauf des Gewehres auf. Der Mann im Hinterhalt fuhr zusammen: das war nun keine Einbildung mehr. Der Erwartete kam wirklich.

Wie schon hundertmal vorher richtete Gjorg den Lauf des Gewehrs auf den herankommenden Mann und zielte auf seinen Kopf. Dieser schien ihn foppen zu wollen und hüpfte immer wieder aus dem Visier, ja, Gjorg glaubte sogar zu erkennen, daß er zuletzt noch spöttisch grinste. Sechs Monate zuvor war ihm das gleiche passiert. Um das Gesicht des Opfers nicht zu entstellen (wovor er im letzten Moment zurückscheute), hatte er den Lauf ein wenig sinken lassen, und aus diesem Grund hatte er es nicht getötet, sondern nur am Hals verwundet.

Der so lange Erwartete näherte sich. Hoffentlich verwunde ich ihn nicht nur, dachte Gjorg flehentlich. Die Buße für die erste Verwundung war gerade erst bezahlt, und eine weitere würde die Familie wirtschaftlich ruinieren. Auf einen Tod dagegen stand keine Forderung.

Der Erwartete kam immer näher. Besser, ich verfehle ihn ganz, als daß ich ihn verwunde, dachte Gjorg. Er versuchte, das Denken abzustellen. Das erste Mal hatte er zuviel nachgedacht und die ganze Sache deshalb verdorben. Er hatte Mitleid empfunden, Scham, und im letzten Moment war ihm, gleichsam als Rechtfertigung seines Tuns, noch der alte Spruch in den Sinn gekommen: Wer das Gewehr zur Hand nimmt, muß auch töten!

Es gibt nichts mehr nachzudenken, sagte er sich. Tu, was getan werden muß. Wie hundertmal zuvor das Trugbild, so rief er jetzt auch den herankommenden Mann an, ehe er schoß, genau wie der Brauch es verlangte. Weder in diesem Moment noch später hätte er mit Gewißheit sagen können, ob er tatsächlich gerufen, oder ob ihm die Stimme versagt hatte. Tatsache war, daß das Opfer plötzlich herüberschaute. Gjorg nahm eine rasche Bewegung des Armes wahr, die darauf gerichtet schien, das Gewehr von der Schulter zu reißen, und schoß. Er ließ das Gewehr sinken und beobachtete fast verblüfft, was gleich darauf geschah. Der Tote (zwar war der Mann noch auf den Beinen, doch Gjorg wußte sicher, daß er nicht mehr lebte), tat noch einen halben Schritt vorwärts, sein Gewehr fiel auf die eine Seite, und gleich darauf fiel er selbst auf die andere.

Gjorg verließ den Hinterhalt und ging zu dem Erschossenen. Die Straße war völlig leer. Nur seine Schritte waren darauf zu hören. Der Tote lag auf dem Gesicht. Gjorg beugte sich hinab und packte ihn an der Schulter, als wolle er ihn aufwecken.

Was mache ich da nur? dachte er. Seine Hand berührte erneut die Schulter des Getöteten, wie um ihn ins Leben zurückzurufen. Warum tue ich das? fragte er sich. Und plötzlich war ihm klar, daß er sich nicht über den Erschossenen gebeugt hatte, um ihn aus dem Schlaf des Todes zu erwecken, sondern nur, um ihn auf den Rücken zu drehen. Ja, er wollte den Leichnam nur umdrehen, wie der Brauch es verlangte. Die wilden Granatapfelsträucher und die Schneeklumpen waren noch da und sahen alles.

Er richtete sich auf und wollte weggehen, da fiel ihm ein, daß er noch das Gewehr an den Kopf legen mußte.

Gjorg handelte wie im Traum. Ihm wurde übel, und immer wieder dachte er: Das Blut hat mich befallen. Dann faßte er sich und ging hastig über die verlassene Straße davon.

Die Dämmerung sank herab. Mehrmals blickte er sich um, ohne zu wissen, warum. Die Straße war immer noch völlig leer. Sie zog sich zwischen Sträuchern und Gehölzen dahin, mitten durch den Tag, der sich dem Ende zuneigte.

Irgendwo vor ihm waren Maultierglocken und dann Stimmen zu hören. Leute kamen ihm auf der großen Straße entgegen, auf dem Weg zu einem Besuch, vielleicht aber auch Bergbauern, die vom Markt heimkehrten. Schneller als erwartet fand er sich ihnen gegenüber. Männer, dazwischen aber auch junge Frauen und Kinder.

Sie sagten »Guten Abend!«, und er blieb stehen. Noch ehe er sie ansprach, machte er eine Handbewegung in die Richtung, aus der er kam.

»Ich habe einen Mann getötet, dort, an der Biegung der Großen Straße«, sagte er mit erstickter Stimme. Dreht ihn auf den Rücken und legt ihm das Gewehr an den Kopf, gute Leute!«

In der Gruppe der Wanderer herrschte einen Augenblick lang Schweigen.

»Hat dich das Blut befallen?« fragte jemand.

Er antwortete nicht. Offenbar gab ihm einer Ratschläge, was gegen die Wirkung des Blutes zu tun sei, doch Gjorg hörte nicht zu. Er hatte sich wieder in Bewegung gesetzt. Nun, da der Auftrag erteilt war, den Getöteten umzudrehen, empfand er eine gewisse Erleichterung. Ob er selbst den Leichnam auf den Rücken gedreht hatte, wußte er nicht. Der Kanun berücksichtigte die Erschütterung nach dem Mord und gestattete es, Passanten mit etwas zu beauftragen, zu dem man selbst nicht in der Lage gewesen war. Doch den Toten auf dem Gesicht und sein Gewehr irgendwo abseits liegen zu lassen, das war eine unverzeihliche Schande.

Noch vor Einbruch der Dunkelheit erreichte er das Dorf. Es war noch sein besonderer Tag. Die Tür zum Turm war nur angelehnt. Er stieß sie mit der Schulter auf und trat ein.

»Und«, fragte jemand von drinnen.

Er nickte.

»Wann?«

»Gerade eben.«

Die hölzerne Treppe knarrte unter den Schritten der Herabkommenden.

»Du hast Blut an den Händen«, sagte der Vater. »Geh, wasch es ab.«

Gjorg betrachtete erstaunt seine Hände.»Das war wohl, als ich ihn umdrehte«, sagte er.

Umsonst hatte er sich unterwegs Sorgen gemacht. Er brauchte nur seine Hände anzusehen, um zu wissen, daß er alles, was zu tun gewesen war, auch getan hatte.

Im Turm roch es nach frischgebrühtem Kaffee. Seltsamerweise war er müde. Er mußte sogar zweimal gähnen. Die Augen der kleinen Schwester an seiner linken Schulter glänzten von weit her, wie zwei Sterne hinter einem Hügel.

»Und nun?« sagte er plötzlich, ohne jemand direkt anzusprechen.

»Der Tod muß im Dorf bekanntgegeben werden«, antwortete der Vater. Er war dabei, seine Opanken anzuziehen, wie Gjorg erst jetzt bemerkte.

Als er den Kaffee trank, den ihm die Mutter zubereitet hatte, war von draußen die erste Stimme zu hören:

»Gjorg von den Berisha hat Zef Kryeqyqe erschossen!«

Eigenartig mischte sich darin der Tonfall eines Ausrufers von Regierungsverordnungen mit dem Klang eines alten Psalms. Diese nichtmenschliche Stimme riß ihn einen Augenblick lang aus seiner Lethargie. Ihm war, als ob sein Name aus ihm selbst herausgetreten sei, Brustkorb und Haut durchdrungen habe, um draußen grausam zu wüten. Das geschah ihm zum ersten Mal. Gjorg von den Berisha, hallte in ihm die Stimme des gnadenlosen Herolds wider. Er war sechsundzwanzig Jahre alt, und zum ersten Mal drang sein Name in die Fundamente des Lebens ein.

»Gjorg von den Berisha hat Zef Kryeqyqe erschossen«, wiederholte, aus einer anderen Richtung kommend, eine andere Stimme.

Verwundert nahm er wahr, wie sich in eine Nachricht verwandelte, was noch vor kurzem nicht mehr gewesen war als eine Häufung seiner Bewegungen, dann ein Anruf beim Zielen und schließlich ein wildes Rennen zwischen wilden Granatapfelsträuchern hindurch über gleichgültigen Schnee. Und sein Name, Gjorg, kam ihm auf einmal so alt und gewichtig vor wie die auf dem Torbogen einer Kirche eingravierten, schon moosdunklen Buchstaben einer Inschrift.

Draußen flog dieser Name in Windeseile von einem Herold des Todes zum nächsten. Eine halbe Stunde später brachte man den Körper des Getöteten ins Dorf. Dem Brauch entsprechend hatte man ihn auf vier Buchenäste gebettet. Man hegte eine schwache Hoffnung, er habe den Geist noch nicht aufgegeben.

Der Vater des Getöteten stand wartend an der Tür des Turmes. Als die Männer mit dem Leichnam noch vierzig Schritte entfernt waren, rief er:

»Was habt ihr mir gebracht? Wunde oder Tod?«

Die Antwort war knapp und eindeutig:

»Tod.«

Seine Zunge suchte tief, sehr tief in der Mundhöhle nach Speichel. Es gelang ihm, die Worte herauszupressen:

»Tragt den Leichnam hinein und gebt den Tod im Dorf und in der Bruderschaft bekannt.«

Im Schellen der Herden, die in das Dorf Brezftoht heimkehrten, im Läuten der Abendglocke, in all den Geräuschen der hereinbrechenden Nacht schien die noch frische Nachricht des Todes mitzuklingen.

In den Straßen und Gassen der Gemeinde herrschte ein ungewöhnlich lebhaftes Treiben. Irgendwo an der Flanke des Dorfes loderten ein paar Feuer kalt im Licht des ausgehenden Tages. Vor dem Haus des Getöteten kamen und gingen die Leute, desgleichen vor dem Haus des Mörders. Andere brachen zu zweien oder zu dreien irgendwohin auf oder kehrten von irgendwoher zurück.

Zwischen den Fenstern der einzeln stehenden Türme flogen die neuesten Nachrichten hin und her:

»Habt ihr gehört, Gjorg Berisha hat Zef Kryeqyqe getötet!«

»Gjorg von den Berisha hat das Blut seines Bruders gerächt.«

»Ob die Berisha wohl das vierundzwanzigstündige Ehrenwort verlangen werden?«

»Ja, bestimmt!«

Von den Fenstern der Türme aus ließ sich das ganze Hin und Her auf den Dorfstraßen überschauen. Die Abenddämmerung war inzwischen hereingebrochen. Das Licht der Feuer wurde zunehmend dichter, schien zu gerinnen. Allmählich nahm es die stumpfe Röte von gerade erst aus geheimnisvoller Tiefe emporgestiegenem vulkanischem Magma an. Die umhersprühenden Funken weckten die Ahnung von künftig verspritztem Blut.

Vier Männer, unter ihnen ein Greis, näherten sich dem Haus des Getöteten.

»Die Unterhändler kommen, um das vierundzwanzigstündige Ehrenwort für die Berisha zu fordern«, hörte man an einem Fenster sagen.»Wird man es ihnen gewähren?«

»Sicher wird man es ihnen gewähren.«

Unterdessen traf die ganze Sippe der Berisha Schutzmaßnahmen. Überall waren Stimmen zu hören: Murrash, komm schnell ins Haus! Cen, leg den Riegel vor! Wo ist Prenga? In der ganzen engeren und weiteren Verwandtschaft wurden die Haustüren verschlossen, denn wie die erste Bö eines Sturmes, das wußte man seit Generationen, war die Zeit unmittelbar nach dem Mord die gefährlichste, denn noch hatte die Familie des Getöteten keines der Ehrenworte geleistet. Also wäre es den Kryeqyqe erlaubt gewesen, in blinder Wut über das frischvergossene Blut auf jegliches Mitglied der Berishasippe zu schießen, um sich zu rächen. An den Fenstern der Türme wartete man darauf, daß die Abordnung das Haus des Getöteten wieder verließ. »Ob sie wohl das Ehrenwort bekommen?« fragten da und dort die Frauen.

Schließlich kamen die vier Unterhändler wieder heraus. Das Gespräch war nur kurz gewesen. Ihr Gang ließ auf nichts schließen, doch ein Ruf verbreitete alsbald die Neuigkeit.»Die Familie Kryeqyqe hat das Ehrenwort besiegelt.«

Alle wußten, daß von dem kleinen, dem vierundzwanzigstündigen Ehrenwort die Rede war. Vom großen, dreißigtägigen Ehrenwort dagegen sprach noch niemand. Dieses konnte nicht von der Familie, sondern nur vom Dorf erbeten werden, und auch das erst nach der Bestattung des Getöteten.

Die Stimmen flogen von Turm zu Turm.

»Die Familie Kryeqyqe hat das Ehrenwort besiegelt!«

»Die Kryeqyqe haben das Ehrenwort gegeben!«

»Gott sei Dank! Wenigstens vierundzwanzig Stunden ohne Blutvergießen!« seufzte hinter einem Fenster eine beklommene Stimme.

Ismail Kadare: Der zerrissene April

Ammann Verlag 2001

ISBN 3250600407

© der Textprobe: Ammann Verlag